

Der Taschendieb als Detektiv

Ein lebhafter Zwischenfall hat sich dieser Tage auf einer Straßenbahn in Budapest ereignet. Eine junge, hübsche Frau, die vor kurzem erst in die Bahn eingestiegen war, fing plötzlich laut zu schreien an: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“ In der Tat war ihr von einem jüngeren Mann, der es eilig hatte, von der Bahn herunterzukommen, das Portemonnaie aus der Tasche gestohlen worden. Obgleich der Wagen sofort hielt und sich annähernd alle männlichen Fahrgäste alsbald an der Jagd nach dem Riffeläter, der in einem lässigen Satz abgesprungen war, beteiligten, gelang es diesem, doch unerkannt zu entkommen.

Bisher hat der Fall nichts Besonderes an sich. Solche Taschendiebstähle passieren schließlich in jeder Großstadt alle Tage. Interessant wird die Angelegenheit erst durch das, was sich weiter zugetragen hat. Am nächsten Tag erhielt nämlich der Gott der Bestohlenen einen Einschreibebrief, in dem folgendes zu lesen stand: „Hochwörter Herrsel Ich war so frei, gestern Ihrer Frau Gemahlin den Geldbeutel aus dem Täschchen zu klauen. Bei dieser Gelegenheit hat nun Ihre Frau Gemahlin solchen Krach geschlagen, daß die Anwesenden diesen harmlosen Lieberall dieß zu früh gemerkt haben und mich beinahe erwisch hätten. Das hat mich so geärgert, daß ich mich entschlossen habe, mich an Ihrer Frau zu rächen; außerdem lege ich Wert darauf, als Ehrenmann betrachtet zu werden.“ In diesem Sinne teile ich Ihnen daher mit, was Sie sicherlich interessieren dürfte, daß Ihre Frau Beziehungen zu dem jungen Raker X unterhält, und sich fast jeden Nachmittags mit diesem in der Wohnung trifft. Ich darf wohl annehmen, daß ich Ihnen, hochwörter Herr, durch diese Enthüllung des unmoralischen Lebenswandels Ihrer Frau einen Dienst erwiesen habe, der bei weitem die lämpigen 7 Mark und 60 Pfennig aufwiegt, die ich in dem abgesehenen schon reichlich abgegriffenen Portemonnaie Ihrer Frau gefunden habe. Ihr sehr ergebener, anständiger Dieb.“

Der Ehemann, von Beruf ein Ingenieur, dachte zuerst an einen schlechten Wit. Aber in einer Bellage zu diesem merkwürdigen Brief waren so viele genaue Angaben über den Lebenswandel seiner Frau verzeichnet, daß er sich doch entschloß, der Sache auf den Grund zu gehen, bis er erkennen mußte, daß die Denunziation tatsächlich auf Wahrheit beruhte. Und nun ist die Klage auf Scheidung auch bereits eingereicht.

Senden Sie Ihren Angehörigen im Ausland ständig das Heimatblatt den „Enztäler“

Das Goldschwert des Großfürsten gestohlen

Eines der prachtvollsten Schwerte der Neuzeit, das Goldschwert des Großfürsten Wladimir von Rußland, ist nachts aus einem Fenster in Neuport von unbekannten Tätern gestohlen worden. Die Hammer Gallery ist berührt dafür, daß man hier die seltensten Reliquien der Zaren findet. Man nimmt an, daß das wertvolle Schwert von einem Russen gestohlen worden ist, der durch den Diebstahl verhindern wollte, daß das Schwert durch die für den nächsten Tag angelegte Versteigerung entweicht werde.

Gutsprechend dieser Annahme erstrecken sich die Nachforschungen der Polizei in der Hauptsache auf die russischen Emigrantentreife in Neuport. Die Vermutung, daß das Stück zur Verhinderung der Versteigerung und nicht aus gewinnfüchtigen Gründen gestohlen worden ist, gewinnt dadurch an Hintergrund, daß einige andere Objekte, deren Wert beträchtlich höher ist und die in Reichweite lagen, von dem Dieb nicht angerührt worden sind.

Man hat sogar noch einen anderen Fingerzeig: das Schwert des Enkels des früheren Zaren stellte ein Geschenk von 50 Offizieren der Archangelsk dar, jenes Regiments also, das Großfürst Wladimir über 50 Jahre befehligte. Die Namen der 50 Offiziere sind in das fast einen Meter lange Schwert eingraviert.

Der Hauptwert des Schwertes wird nicht durch den Goldgehalt des Stücks ausgemacht, sondern durch die Juwelen, mit denen das Schwert eingefast ist. Nächstalich besteht dieses Schwert nur aus Gold, Diamanten, Rubinen und Saphiren, die in kunstvollster Weise um die Gravierungen gruppiert sind.

Man behauptet, daß an dem Schwert wieder ein Aberglaube hänge. Wenn es in die Hände einer fremden Nation käme, so werde diese Nation Rußland einen tödlichen Stoß mit dem Schwert versehen.

Ein russischer Bettler, der ausgetaucht sei, als man das Schwert an den Großfürsten überreichte, habe diese Prophezeiung ausgesprochen.

Das Schwert ist bei der Revolution von Offizieren nach Amerika gebracht worden und war offensichtlich bisher — wie ein Heiligtum gehütet — in russischen Händen.

Wie die angelegte Versteigerung beweist, war der Geldmangel jetzt oder anscheinend größer als der Aberglaube. Immerhin hat diese Auffassung vertritt die Besitzerin der Gallery genau wie die Polizei — ein anderer Russe auf die geschickteste Art und Weise den Verkauf verhindert. Von dem Täter aber hat man keine Spur ...

Aus Welt und Leben

Eine Falltür im Löwenstein-Flugzeug

Während in England vor einigen Tagen die wirklichen Geschehnisse vor dem Tod des mysteriösen Bankiers Löwenstein im Juli 1928 durch den Detektiv W. Bell zum erstenmal enthüllt wurden und die Vermutung, daß Löwenstein durch Erpresser bedrängt wurde, immer mehr Raum gewinnt, will jetzt ein Metallwarenhändler in Brüssel, der sich mit der Verschrottung von Maschinen befaßt, durch einen Zufall eine Lösung des Geheimnisses erlahen haben, wie Löwenstein über dem englischen Kanal, wo er ja aus seinem Flugzeug verschwand, zu Tode kam.

Der Händler ist ein gewisser Delinder, der vor einigen Monaten einige Flugzeuge aller Konstruktion angeboten erhielt. Sie waren nicht mehr flugfähig, hatten keinen Motor mehr und waren auch sonst schon „ausgenommen“. Immerhin gab Delinder noch 50 Mark für das Stück und ließ die Maschinen durch seine Leute zerlegen.

Als man eine der großen Maschinen aufschnitt, kam einer der Leute neben dem vordersten Passagierplatz, aber auch erreichbar vom Führer aus, an einen Druckknopf, bei dessen Betätigung unter dem letzten Platz der Kabine sich eine Falltür öffnete. Eine derartige Konstruktion hatte man bei einer Maschine bisher noch nicht gesehen. Man untersuchte die Mechanismen genauer — fand aber nur Befestigungen, was man sofort angenommen hatte: eine Falltür.

Zu welchem Zweck brauchte man eine solche Tür in einem Flugzeugabteil?

Delinder fragte bei seinem Zwischenhändler nach, woher die Maschinen gekommen hätten. Die Register und weiteren Nachfragen ergaben, daß ein das Privatflugzeug Löwensteins war. Es lag nun nahe, daß man von der Falltür bis zu dem geheimnisvollen Verschwinden Löwensteins über dem englischen Kanal auf dem Wege nach England eine Verbindung konstruierte. Hatte wirklich jemand über also schon mit Löwenstein engste Verbindung gehabt haben muß mitten über dem Kanal die Falltür betätigt und Löwenstein so in den Tod geschickt?

Freilich gibt es auch andere Stimmen, die behaupten, daß dieses Flugzeug gar nicht Löwensteins Maschine war, daß es sich aber möglicherweise um einen Apparat handelte, der für Falltürversuche benutzt wurde und aus diesem Grunde mit einer solchen Falltür ausgestattet wurde. Der Fall Löwenstein bleibt also auch jetzt noch rätselhaft. Die Falltür ist keine Lösung.

Können Tote wiedererweckt werden?

Im Februar 1934, um 11 Uhr nachts, brach in Moskau ein 43jähriger Mann zusammen und wurde ins Hospital gebracht. Hier stellten drei Ärzte seinen Tod fest. Der ebenfalls anwesende Professor Smirnow von der Moskauer Universität konstatierte ebenfalls, daß der Mann tot sei, ließ aber trotzdem noch Wiederbelebungsversuche anstellen, die jedoch ohne Erfolg blieben. Da versuchte Smirnow als letztes noch eine Methode, die er bisweilen anwendet, wenn er einen Toten ins Leben zurückzurufen hofft. Die Brust des Toten wurde aufgeschnitten und das Herz bloßgelegt. Nun wurden ultrakurze Radiowellen durch einen besonderen Apparat gegen das Herz gerichtet, während zugleich Einspritzungen gemacht wurden. Nach dreiviertel Stunden begann das Herz des Mannes wieder zu arbeiten, und etwa eine Stunde nach seinem Zusammenbruch war er wiederhergestellt und dem Leben zurückgegeben. Professor Smirnow ist der Meinung, daß er das Herz wieder zum Schlagen bringen kann, wenn das Ausschlagen des Herzeschlags nicht auf eine organische Erkrankung zurückzuführen ist. Und doch glaubten noch vor wenigen Jahrzehnten auch seltene Ärzte, daß eine Verwundung oder Verletzung des Herzens unheilbar den Tod des betreffenden Menschen herbeiführen müsse. Erst im Kriege hat sich die Unhaltbarkeit dieser Annahme erwiesen. So ist es gelungen, einen Soldaten zu retten, obwohl eine Kugel in sein Herz eingedrungen war und von dort operativ entfernt werden mußte. In Wien hat kürzlich ein Arzt einen Mann ins Leben zurückgerufen, der als tot eingeliefert worden war. Er war von einem Autobus überfahren worden und starb auf dem Wege zum Hospital. Hier wurde sein Tod festgestellt. Er sollte gerade in die Leichenhalle gebracht werden, als der Arzt durch den Raum ging und hörte, daß der Mann erst fünf Minuten tot sei. Er beschloß, einen von ihm erlundenen Apparat anzuwenden, den er als Wiederbelebungsapparat bezeichnet und der eine künstliche Atmung ermöglicht. Das Herz des Toten wurde bloßgelegt und elektrisch massiert. Einspritzungen wurden gemacht und verschiedene Flüssigkeiten in die Arterien gepumpt. Nach zwanzig Minuten begann das Herz zu schlagen und der Tote fing an zu atmen. Es dauerte dann lange Zeit, bis er genas, aber heute ist er wieder bei guter Gesundheit. Operationen dieser Art sind seitdem häufiger und sehr oft mit Glück wiederholt worden. Natürlich kommt es darauf an, daß der Tod erst vor ganz kurzer Zeit eingetreten ist und daß der Betreffende eine sehr gute Konstitution hat.



(11. Fortsetzung.)

Beide waren stumm, ein hilfloses Schweigen hatte sich ihrer bemächtigt. Wie verjagt standen sie und starrten auf die Tür.

Es regnete nicht mehr. Der Himmel hatte sich geklärt, die Luft war von köstlicher Frische. Ein sanfter Windhauch bewegte die Blätter des Esens.

Vom Innern des Hauses näherten sich schlürfende Schritte. Ein Schlüsselbund klirrte und hinter der sich öffnenden Tür zeigte sich ein behäbiges Männchen in Hemdärmeln. Seine bloßen Füße stakten in unförmigen Filzspantoffeln.

Er bewegte einladend die Hand. „Bitte schön die Herrschaften, kommen Sie nur herein! Den Wagen werde ich näher in die Garage hinüberfahren. Sie brauchen sich nicht darum zu bekümmern. — Wie ist es denn, ich vermute wohl richtig, wenn ich die Herrschaften für ein Ehepaar halte!“

„Nein, der Herr ist ein Verwandter!“ fiel Frau Brenner hastig ein. „Er wird mit dem Frühzug wieder abreisen.“

Sie bekamen zwei nebeneinanderliegende Zimmer im obersten Stock. Nachdem der Wirt die Türen geöffnet und die Lampen eingeschaltet hatte, wünschte er eine gute Nacht und schlurfte von dannen, die beiden Menschen ihrem Schicksal überlassend.

Da standen sie nun, jeder vor der Tür seines Zimmers, und wußten für kurze Zeit nicht, mit welchen Worten sie die kurze Kameradschaft, die kurze Gemeinschaft ihres Schicksals auseinanderreißen sollten.

„Also nochmals vielen, vielen Dank, Herr Märkt, für die große Mühe, die Sie meinethwegen auf sich genommen haben! Kommen Sie glücklich nach Hause!“

Sie lächelte. „Ich werde Ihnen schreiben — postlagernd, ist es Ihnen recht? Ja und — na, einen guten Schlaf brauche ich Ihnen kaum zu wünschen.“

Sie drückte seine Hand, während er ein paar warme Worte sammelte — daß er ihr alles Glück wünsche und daß sie auch weiterhin auf ihn bauen dürfe.

Darauf gingen sie beide in ihre Zimmer.

„Das ist nun alles!“ dachte Märkt in einem wehen An-

fall des Verlassenseins, während er die Tür hinter sich schloß. Ein paar böhsche Worte des Abschieds! Wie wenig man sich im Grunde zu legen hat! Da schweigt man in beruhigenden Gefühlen, träumt von tausend Wundern und Beglückungen — und dann lagt man sich ein paar nette, belanglose Worte aus.

Als er keine Jacke auszog, fühlte er die Brieftasche. Nun erst fiel ihm ein, daß er ganz vergessen hatte, ihr das versprochene Geld auszuhändigen.

Er nahm die Scheine heraus und wog sie unchlüssig in der Hand.

„Ich könnte das Geld morgen in einen Umschlag stecken und für Sie zurücklassen.“ überlegte er.

Im nächsten Augenblick stand er wieder auf dem Korridor und klopfte an Jennys Tür. Sein Herz schlug heftig.

Er hörte, wie Jenny den Riegel zurückzog. In dem schmalen Spalt, zu dem sie ihre Tür geöffnet hatte, zeigte sich ihr ängstlich verlegenes Gesicht.

„Das Geld!“ stürzte Märkt auf. „Beinahe hätte ich es vergessen.“

Jenny erstarrte. „Ach so! — Kommen Sie rasch herein, ich stelle Ihnen eine Quittung aus.“

Märkt folgte ihr ins Zimmer. Da sah er, daß sich Jenny bereits ihrer Reiselleidung entledigt und einen leichten, seidnen Morgenrock von meerarüner Farbe übergemorsen hatte. Der Duft eines zarten Parfüms wehte durch den kleinen Raum.

Eine Welle heißer Erregung fiel über Paul Märkt her und drohte ihm die Vernunft zu rauben.

Jenny nahm den Füllhalter aus der Handtasche und begann nach einem Blatt Papier zu suchen. Als sie im Koffer frante, der geöffnet auf einem Stuhl stand, verschob sich der Ausschnitt ihres Kleidungsstückes.

Für einen Augenblick war die edelgeformte Rundung ihrer weißen Schulter Märkts trunkenen Blicken dargeboten. Bevor sie noch den Morgenrock wieder zurechtziehen konnte, war der junge Mensch bereits, alle Beherrschung verlierend, auf sie zugeföhrt und hatte sie an sich gerissen.

„Jenny, ich — ich hab dich lieb!“ küßte er. Sein Mund preßte sich auf den ihren.

Frau Brenner war von dem jähen Ueberfall so erschreckt, daß sie keine Diebstahlungen wie erstarrt über sich ergehen ließ.

Sie hatte sich taumelnd aufgerichtet, fast schien es, als wollte sie auch ihr eigenes, vereinsamtes Herz willig dem holden Wunder öffnen. Erschauert fühlte sie die süßne Kraft keiner Jugend, den Rauch keiner erwachenden Leidenschaft.

Da fiel ihr Blick auf die Geldscheine, die ausgezählt vor ihr auf dem Tisch lagen. Vier bunte Scheine, jeder von ihnen eine nette kleine Summe! — Ach ja, dafür konnte man wohl

das Recht in Anspruch nehmen, eine schöne Frau in den Armen zu halten.

Im Nu war Jenny ernüchert. Sie ließ Märkt zurück. Wie von Froschsauern geschüttelt raffte sie den Morgenrock unter dem Rinn zusammen.

Dann griff sie hastig nach dem Geld und steckte es dem Bestärzten in die Hand.

„Bitte, Herr Märkt, bitte, gehen Sie!“ drängte sie ihn zur Tür.

„Aber — warum — — ich habe — —“ stotterte Paul Märkt, an allem irre werdend. „Das Geld — —“

„Nein, nein, ich brauche es nicht, ich habe mir genügend mitgenommen. Bitte, gehen Sie!“

Ehe er noch recht zur Besinnung kam, stand er draußen. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Es war ein Glück für Paul Märkt, daß er vor Müdigkeit kaum mehr zu denken vermochte. Er hätte sonst in dieser Nacht keinen Schlaf gefunden.

5.

Wenn ein Becker den zweifelhaften Vorzug hätte, über die Fähigkeit des Denkens zu verfügen, dann müßte er sich für das bedauerenswerteste Geschöpf auf dieser Erde halten. Oder ist es etwa ein angenehmes Bewußtsein zu haben, daß man nichts als Un dank, Schmutz und Verachtung erntet, wie klug und brav man es auch anstellen mag?

Wenn sie gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt, die keine Beduhr, dann steht es Fläche und unanfechtbar Rippenstöße — und läßt sie einmal das große Räuten sein, weil Mitleid mit dem armen Schläfer sie rührt, dann ist erst recht die Hölle los. Dann werden alle Folgen einer verchlafenen Morasentunde dem barmherzigen Uebelstater angekreidet.

Auch Wendrichs Beduhr mit dem arinaladierten Metallgehäuse führte kein Ausnahmdelein. Auch sie hätte manderlei Bitteres aus ihrem Leben erzählen können.

„Verdammt Höllemaschine!“ schimpfte der Redakteur, stellte noch im Halbschlaf das Bäumwerk ab und rieb sich die Augen.

Raum waren keine Sinne ins bewußte Denken zurückgekehrt, da erwachten auch die spukhaften Gehehnisse des vergangenen Abends wieder zum Leben. Er hatte sich alle aründlich geirrt, wenn er glaubte, der Zwischenfall mit dem Ferngespräch sei bereits vergessen und abgetan.

Die fremde Frau schien sich unvermerkt in seine Träume eingeschlichen und auf diese Art endgültig von seinen wehrlosen Sinnen Besitz erariffen zu haben. Nun war sie da und ließ sich nicht mehr verjagen.

(Fortsetzung folgt.)



Händel, der Komponist des „Messias“

Zur Wiederkehr seines 175. Todestages am 14. April

Georg Friedrich Händel verbrachte den größten Teil seines Lebens in London. Als er zum ersten Mal englischen Boden betrat, verstand er kaum ein englisches Wort. Er hatte Deutschland verlassen, weil er glaubte, daß London für seine Kunst der geistreiche Boden sei. Die Engländer begannen ihm zunächst mit offenkundigem Mißtrauen. Sie hatten mit ausländischen Künstlern schon so manche schlechte Erfahrung gemacht. Was konnte ihnen dieser Mann Neues bringen? Gewiß: die Londoner zeigten ein lebhaftes Interesse für die Kunst. Sie waren daran gewöhnt, ins Theater zu gehen, aber ein Opernbuch war für die vornehmen Schichten der Bevölkerung in erster Linie ein rein gesellschaftliches Ereignis. Eine Opernaufführung war damals eine Art Kunst-Abend. Die Familien besuchten sich gegenseitig in den Logen, man plauderte und unterhielt sich laut, man sah und traut und warf ab und zu einen Blick auf die Bühne.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen die Sänger. In London wurde ein unglaublicher Personalstapel getrieben. Ein einziger Sänger vermochte die ganze Stadt in helle Aufregung zu versetzen. Die bildeten sich im Publikum zwei feindliche Parteien, von denen jede ihren Liebling hatte, den sie obgleich verehrte. So kam es mehr als einmal bei offener Szene zu wilden Schlägereien und Tumulten.

Damals herrschte die große Mode der Maskenbälle in besitzten Familien. Die ersten Masken der Zeit gingen in den vornehmen Häusern der Engländer ein und aus. Die berühmtesten Masken waren nämlich Gäste der ersten Londoner Kreise.

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß London zu jener Zeit, als dort Händel wirkte, eine Art Sündenbabel war. Es war eine Stadt der Lebemann, die das Leben in vollen Zügen genossen und das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswarfen. In diese Welt des Luxus und der Ausschweifungen trat der Deutsche Georg Friedrich Händel, der in Halle als Sohn eines Bundarates geboren war, die Keckheit und Ehrbarkeit seiner Väter. Er war nicht irgendeiner, als er zum erstenmal in London erschien. Er war ein berühmter Mann, er hatte zahlreiche Triumphe hinter sich.

Händel hat in London die glücklichsten, aber auch die schwersten Jahre seines von unermüdlicher Schaffenskraft erfüllten Lebens verbracht. Die einen bewunderten sein Genie, die anderen hielten ihn als Eindringling und festen alle Bebel in Bewegung, um ihn zu hängen. In zwei Wochen komponierte Händel die Oper „Rinaldo“; ein unerhörter Erfolg. Im Jahre 1729 wurde ihm die Leitung der von aristokratischen Kreisen errichteten Londoner Oper übertragen. So wurde Händel einer der einflussreichsten Theaterdirektoren, der eine Stellung über unbeschränkte Vollmachten verfügte. Die Aufführung seiner Opern war eine Sensation, von der man sich heute schwer eine Vorstellung machen kann. Das Theater war Woche für Woche bis auf den letzten Platz gefüllt, das Publikum bestand sich in einem Begeisterungssturm sondergleichen. Händel war der große Räuber, der das Wunder vollbracht hatte, die Londoner aus ihrer Schlaftrunkenheit aufzurütteln. Es klingt heute unvorstellbar, daß gerade Händel es war, der damals ein Theater mit seinen Opern sonieren konnte. In kurzen Abständen entstand eine Oper nach der anderen. Händel produzierte unermüdlich. Daneben hatte er eine fülle gesellschaftlicher Verpflichtungen, denen er nachkam, ohne sich jedoch an dem ausschweifenden Lebenswandel seiner Freunde und Mäzene zu beteiligen. Er war zwar nicht ein dem Leben abgewandter Asket, er war kein Bekehrter der die Menschen ängstlich wieder sich feindselig und mißtraulich in sein Inneres vertrieb, er liebte üppige Mahlzeiten und ein gutes Glas Wein. Er war in gewissem Sinn sogar ein Weltmann. Aber trotz allem blieb er zeitweilig der innerlich Unnachbore, der mit seinen Gedanken und Visionen beschäftigt war. Für ihn gab es nur eines: die gute, unbedruckbare Arbeit.

Wechselvoll waren die Schicksale im Leben Händels. Das unheimliche Londoner Publikum, das sich leicht beeinflussen ließ, bewachte ihm nicht die Treue. So geriet der Komponist mehr als einmal in eine äußerst bedrückte Lage. Nach einer Serie der glanzvollsten Erfolge kam eine Zeit tiefer Entmutigung. Das Theater wieder geschlossen und wieder eröffnet. Immer wieder verhandelt es Händel, durch neue, aufsehenerregende Opern die Krise zu überwinden. Im Laufe der Jahre bildete sich eine

Classe, die ihn mit den gemeinsten Mitteln zu vernichten suchte. Händel mußte Schulden machen und geriet in größte Not. Aber seine Widerstandskraft, seine Energie, sein fanatischer Lebens- und Schaffenswille überwand jedes Hindernis. Als seine Opern ihre Wirkung allmählich einbüßten, wandte er sich einer neuen Kunstgattung zu, die er zu höchster Vollendung führen sollte: er schuf das Oratorium. Man hatte ihm nicht gestattet, religiöse Motive auf die Bühne zu bringen. In kirchlichen Kreisen eroberte sich ein Sturm der Entrüstung, als Händel die Aufführung eines biblischen Stoffes anbot. Er wurde als Atheist, als Heide und Freveler gebrandmarkt. So kam er auf den Gedanken, seine Oratorien von der Bühne in den Konzertsaal zu verlegen. Die Londoner, die für alles Neue leicht entflammbar waren, empfanden seine Oratorien als Sensation und strömten in Scharen herbei.

Als in sein hohes Alter schuf Händel unermüdlich an neuen Werken. Kaum ein berühmter Komponist hat nach seinem Tode eine solche Fülle von Arbeit hinterlassen wie er. Die Opern, die er komponierte, sind nicht zu zählen. Sie bedeuten eine Vollendung des italienischen Opernstils. Die eigentliche Bedeutung Händels jedoch als musikalischer Bahnbrecher von Weltbedeutung beruht auf der Schaffung des Oratorienstils. Seine Opern sind längst in Vergessenheit geraten, obwohl sie eine Fülle musikalischer Schönheiten, eine Fülle der wundervollsten Arien enthalten. Seine Oratorien aber sind in ihrer zeitlosen, religiösen Inbrunst... mit ihren unvergänglichsten Choralstücken immer lebendig geblieben. P. Th. Kiegl.

Der Räuberhauptmann im Karatorum

Mit Miß X., der Heldin dieser Geschichte, wurde ich in einem kleinen Familienhotel in London bekannt. Dort lebte sie von der wohlverdienten Pension, die sie vom „Intelligence Service“ bezog.

Dieser Körperlichkeit anzugehören bedeutet, dem englischen Staat, oft unter großen Gefahren, geheime Dienste leisten.

Miß X. plaudert gern und angeregt von ihren Erlebnissen, soweit nicht Schweigepflicht sie bindet. Sie ist eine lebenswichtige, angenehme Erzählerin, der man mit Vergnügen zuhört. Wenn auch ihr schönes Gesicht durch eine wachsgelbe Nase entstellt ist.

Das Abenteuer in den Schluchten des Karatorumgebirges in Kaschmir, das schließlich zu ihrer Pensionierung führte, gebe ich mit ihrer freundlichen Erlaubnis hier wieder:

Die Bevölkerung der Ortshäuser im Karatorumgebirge lebte in beständiger Angst vor einer gefährlichen Räuberbande, die unter Führung eines berüchtigten Keris namens Talaban in dieser Gegend ihr Unwesen trieb. Ich griff die Bande am hellen lichten Tag ganze Dörfer an und brennte sich nicht damit, Geld und Wertsachen zu rauben, sondern jündete auch die Häuser an, und wer sich wehrte oder den Brand löschen wollte, wurde unbarbarisch niedergemacht; Weiber wurden verschleppt und die unschuldigsten Grausamkeiten verübt.

Die englischen Behörden, denen das Gebiet unterstand, glaubten hinter diesen Greuelthaten den wirksamen Einfluß einer fremden Macht vermuten zu können, die ein Interesse daran hatte, unter der Bevölkerung Unruhe zu verbreiten und vor allem Unzufriedenheit gegen die englische Oberhoheit zu erzeugen. Die Engländer mußten also alles daransetzen, Talaban so rasch als möglich sein blutiges Handwerk zu legen, um ihre Macht zu festigen.

Obwohl den Behörden die Schlupfwinkel der Bande bekannt waren, konnte man die Räuber dort nicht angreifen, denn nur sie kannten genau die Schluchten und Spalten der Berge und konnten daher mit Leichtigkeit auch eine größere Streitmacht in eine Falle locken und aus dem Hinterhalt niederknallen.

Man beauftragte daher zwei der befähigsten Geheimagenten, Mr. R. und Miß X.,

Schwoegel oder Glückspilz?

In Jowo in den Vereinigten Staaten lebt ein Mann namens Hank Schafer, der offenbar nicht sterben kann. Er ist nämlich schon unzählige Male Unglücksfällen ausgesetzt gewesen, die andern Menschen bestimmt das Leben gekostet hätten, er aber hat sich immer wieder erholt. Dreimal ist er vom Blitz getroffen worden, einmal hat ihn ein Pferd so geschlagen, daß er drei Rippen gebrochen hat, mit einem Auto ist er einen hohen Abhang hinabgestürzt, bei einer Pulverexplosion ist er in die Luft geschleudert und verchüttet worden. Und bei alledem ist er jetzt schon 82 Jahre alt, hat allerdings heute nur noch einen Arm und ein Auge, befindet sich aber im übrigen ganz wohl und sieht neuen Unglücksfällen mit der Ruhe eines Menschen entgegen, der in sich die durch Erfahrung erworbene Leberzeugung trägt: mit ihm kann nichts passieren!

Sprechend ähnlich

Der englische Maler Hogarth war kein Schmeichler. Einen alten Lord malte er einmal genau so häßlich, wie er aussah. Die Folge war, daß der Befehler das Bild zurücknahm, ohne eine Guinee dafür zu bezahlen. Aber der Maler wußte sich zu helfen. Er schrieb dem Lord folgenden Brief: „Wenn Seine Lordschafft das Bild nicht binnen drei Tagen abholen läßt, geht es unter Hinzufügung eines Schwanzes und anderer Anhängsel an den bekannten Tierdämonenherdare ab, der es anstellen wird.“ Das wirkte. Hogarth erhielt sofort das ihm zustehende Honorar, der Lord sein Bild, das er verbrannte.

Als zu den Schlupfwinkeln Talabans vorzudringen und zu erkunden, wann die Räuberbande wieder ein Dorf zu überfallen gedachte, dann wollte man ihr den Rückzug abschneiden und sie so gefangen nehmen.

Die List

Eines Tages verließ ein in Lumpen gekleideter Russe die Stadt R. In seiner Begleitung befand sich eine Frau, die auf einem Maulesel ritt und hinter sich einen Sack mit verschiedenem Geschirr und anderen Gebrauchsgegenständen quer über das Tier gelegt hatte. Der Mann ging zu Fuß daneben.

Der Russe und seine Frau waren Mr. R. und Miß X., die ihren Weg gegen das Gebirge zu nahmen.

Überall auf der Strecke fanden sie Talabans Spuren: Raub, Mord, Brand und eine schredengequälte Bevölkerung.

Am sechsten Tage nach dem Ausritt — während der letzten zwei Tage hatten sie keine Ansiedlung, ja überhaupt kein menschliches Wesen mehr angetroffen — hörten sie plötzlich Pferdegetrappel, und bald darauf sahen sie sich von einer kleinen Schar wilder, lärmender Reiter umringt.

Augenscheinlich waren es Leute von Talabans Bande. Die Raubfärbigkeit, mit der die beiden dem Ansturm der Räuber begegneten, überraschte diese sichtlich, denn sie fragten ruhig: „Seid ihr Russen?“ — „Ja“, antwortete Mr. R., der aus langjähriger Tätigkeit in Rußland die russische Sprache genau kannte, gelassen.

„Was sucht ihr hier?“ — „Wir wollen mit Talaban sprechen.“ — „Mit Talaban? Wozu?“ — „Das werdet wir nur ihm selbst sagen“, entgegnete Mr. R. mit fester Stimme, die ihre Wirkung auf die Räuber nicht verfehlte. Sie sahen einander fragend an und beschloßen, die beiden vor ihren Führer zu bringen.

Es war schon finster, als die Schar nach beschwerlichem Marsch ein Hochplateau erreichte, auf dem etwa sechzig schwer bewaffnete Männer, Perser, Mongolen, Chinesen, Russen, um ein Lagerfeuer lauernten. Hinter jedem Hand, an einen Pflock angebunden, ein mongolisches Horn, nahe beim Feuer, von dessen Schein gespenstlich beleuchtet, sah ein riesiger Affe, dem man auf den ersten Blick den Hauptling ansah.

Finster, durchdringend sah Talaban den Ankömmlingen entgegen. Nachdem er den Bericht eines der begleitenden Männer stumm angehört hatte, wandte er sich in gebrochenem Russisch an Mr. R.: „Mit mir wollt ihr sprechen?“ — „Ja. Aber nur unter vier Augen.“ — Der Affe stand auf und führte die beiden beiseite.

„Wir haben dich aufgesucht“, begann Mr. R. seine gut vorbereitete Erzählung, „um dir ein schönes, müßelloses Geschäft vorzuschlagen. Meine Frau und ich sind keine Russen. Wir haben uns verkleidet, damit deine Leute, wenn sie uns erblicken, uns nicht gleich über den Haufen schlehen. Wir sind Engländer und wohnen in Kaschmir, wo wir für sehr reiche Leute gehalten werden. Dir aber berrate ich, daß es mit unserem vermeintlichen Reichtum nicht weit her ist, im Gegenteil, ich möchte gern auf leichte Weise zu Geld kommen. Ich schlage dir nun vor: Zeile dem englischen Kommando in G. mit, daß du uns gefangen nimmst und verlange ein Lösegeld von hunderttausend Pfund. Das wirst du bekommen und dann mit uns teilen.“ — Ein leichtes und gutes Geschäft, wie du siehst.“

Talaban schwiege eine Weile. Dann befahl er, den Inhalt des Sackes, der auf dem Maulesel lag, vor ihm auszuschütten. Er be-

gab jedes Stück genau, und erst als er nichts Verdächtiges gefunden hatte, antwortete er: „Ich werde mit die Sache bis morgen überlegen und dann entscheiden, ob ich einen Boten nach G. oder aber eute Seelen in die Hölle schicken werde.“

Er gab einen Befehl, und bald befanden sich die beiden kühnen Engländer in Begleitung von fünf grimmig aussehenden Männern wieder unterwegs. Man führte sie durch eine tief eingeschnittene Felsenklucht, die so schmal war, daß man die Hände mit ausgestreckten Händen berühren konnte, aber brauendes Wasser hinweg, in eine ganz versteckt liegende Höhle, in der mehrere bewaffnete Männer saßen. Ringsum waren kleinere Höhlungen in die Wände gehauen, die mit allen möglichen, anscheinend aus den ausgegrabten Förfnern stammenden Gegenständen angefüllt waren. Eine solche Kammer wies man ihnen an und ließ sie allein.

Mit Ungebuld erwarteten die beiden den nächsten Tag, der ihnen die Entscheidung über ihr Schicksal bringen sollte. Sie waren überzeugt, daß Talaban das leichte Geldverdienens nicht unversucht lassen würde, bevor er sie „in die Hölle“ schickte. Sie zweifelten auch nicht daran, daß der Räuberhauptmann das Geld nicht mit ihnen teilen würde, wenn er es bekäme; aber sie wußten auch genau, daß er es nicht erhalten würde.

Der Plan, wie man die ganze Bande fangen könne, war beim englischen Kommando in G. sorgfältig ausgearbeitet worden. Talaban würde sicher, um zu beweisen, daß sie sich wirklich bei ihm befanden, die Expressbriefe von den Gesangenen selbst schreiben lassen. Und in diesen Briefen ließ sich mittels eines wohlüberdachten Systems, die Buchstaben zu formen und zu lesen, jede gewünschte geheime Nachricht melden. Ein oder zwei unterhandelte Briefe würden genügen, um diese Berichte zu vervollständigen.

Aber Talaban war diesen wohl vorbereiteten Plan über den Haufen, denn er ließ gleich den ersten Brief von einem englisch sprechenden Chinesen schreiben, auf den er sich verlassen konnte.

Die Antwort, die der Bote brachte, war ganz wie erwartet. Das Kommando verlangte Beweise, daß die beiden Engländer tatsächlich gefangen gehalten seien. Als Talaban diese Antwort vernommen hatte, lachte er grimmig auf: „Sie sollen ihre Beweise haben!“ Er zog einen Dolch hervor, trat zu Mr. R. und schnitt ihm blitzschnell die Nase ab. Dann sprang er zu Miß X. —

Als die beiden wieder zu sich kamen, lag an der Stelle ihrer Nase ein Bausch Moos. Tage fürchterlichen Bartens vergingen; die von einschneidenden Schmerzen gepeinigten Verwundeten hatten schon mit ihrem Leben abgeschlossen, da hörten sie eines Tages Gewehrknatter in ihre Höhle dringen, und wenige Minuten später stand ein englischer Offizier vor ihnen.

Der Vertraute Talabans hatte der Lokung der fünftausend Pfund, die auf des Afghanen Kopf gesetzt waren, nicht widerstehen können. Er verriet Talabans nächsten Beuteplan, und die ganze Bande wurde dann endlich von der gegen sie ausgesandten englischen Streitmacht überwältigt und gefangengeführt. Talaban kam aber nicht mehr vor den irdischen Richter. Die ausgebrachten Eingeborenen stürmten das Gefängnis, schleiften den wehrlosen Inhold auf die Straße und rissen ihn in Stücke.

Einige Wochen später stellte Mr. R. sich vor einen Spiegel und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Er war das letzte Opfer Talabans.

Miß X. aber ergab sich tapfer in ihr Schicksal. Sie trägt ihre künftige Nase in dem verführenden Bewußtsein, mit ihrem Opfer das Leben vieler Menschen gerettet zu haben.

Wann dürfen Jugendliche kommen?

Der Reichsminister des Innern hat durch Erlaß an die Landesregierungen die Zulassung von Jugendlichen für Strahensammlungen im Reich mit Wirkung vom 1. Mai 1934 einheitlich geregelt. Danach dürfen auf Antrag bei den zuständigen Behörden uniformierte Mitglieder der Hitlerjugend einschließlich des Jungvolks und des Bundes deutscher Mädchen im Alter von 10 bis 18 Jahren auf den Strahlen für die Hitlerjugend oder für andere Organisationen an bestimmten Tagen Geld sammeln. Postkarten und ähnliche Werbemittel verkaufen. Die Sammler müssen mindestens zu zweien angeführt werden.

Die gleiche Vergünstigung erhalten die uniformierten Jugendlichen des B. D. A. und der dem Reichsportführer unterstellten Sportverbände. Dagegen ist nicht-uniformierte Jugendlichen unter 18 Jahren die Erlaubnis, auf der Straße zu sammeln, zu verlagern. Nicht zulässig ist ferner für Jugendliche zwischen 10 und 18 Jahren das Sammeln in Häusern und in Lokalen wegen der für die Jugend hiermit verbundenen sittlichen und körperlichen Gefahren. Mit Eintritt der Dunkelheit müssen die Strahensammlungen abgebrochen werden.

Außerdem hat der Reichsminister des Innern, der sich wiederholt gegen jede Heberanspruchung Jugendlicher gewendet hat, bestimmt, daß Jugendliche nicht mehr als an einem Tage im Monat zu Geldsammlungen herangezogen werden dürfen.



Die Städtische Oper in Berlin wird Reichsoper

Das schöne Gebäude der Städtischen Oper in Berlin-Charlottenburg, die jetzt vom Reichsministerium für Propaganda und Volksaufklärung unter dem Namen „Deutsches Opernhaus“ übernommen wird. Unten rechts: Kammerjäger Wilh. Kade, der zum ersten Intendanten der Reichsoper bestimmt wurde.